

schönen Mädchenkopf", wie dienstbeflissene Federu ihn nannten, in die Wellen gezaubert, die „dem aufgelösten langen blonden Haare seine Geschmeidigkeit zu beneiden schienen“, und jetzt plötzlich schienen die Wasser ihren Raub zurückgegeben zu haben und die ertrunkene Ophelia, deren Antlitz der Wahnsinn in der milden Gestalt tiefen Weh's aufgeprägt war, stand in voller Wirklichkeit vor ihr, ein athmendes und triumphirendes Gebilde des Lebens, das Leopoldine am liebsten mit ihren Blicken vergiftet hätte!

Sie fand keine Worte, um ihrem empörten Stolze Luft zu machen. Auch würde ihr dazu kaum Zeit geblieben sein, denn der Auftritt war in dem mit Menschen überfüllten Saale natürlich nicht unbemerkt geblieben. Verschiedene Masken waren Zeuge gewesen, wie Leopoldine der Griechin die Larve vom Gesicht gezeit hatte, und nahmen sich der Angegriffenen an; der kleine Kreis erweiterte sich rasch durch andere, welche die Neugierde herbeilockte, und Leopoldine fand es gerathen, sich durch die zudringliche Menge Bahn zu brechen und den Saal zu verlassen.

Auf der Straße unten fehlte es nicht an Droschken, die zur Aufnahme ermüdeten Ballgäste bereit standen, Leopoldine bestieg eine derselben und fuhr nach Hause.

Wie täppisch war ihr gestern der väterliche Vorschlag erschienen, die Ophelia als Mittel zum Zweck benutzen und sich den Anschein der Eifersucht auf dieselbe geben zu sollen! Und dennoch — was sie gestern nicht einmal scheinen wollte, das war sie heute in voller Wirklichkeit und jeder Blutstropfen in ihr kochte in der Gluth dieser qualvollen Leidenschaft. Sie wehrte ein solches Selbstgeständniß aber mit aller Macht von sich ab. Ein tödtlicher Haß gegen den Maler und eine sibirische Ungeduld, ihm mit allen ihr zu Gebote stehenden Mitteln ihre Rache fühlbar zu machen, waren die einzigen klaren Empfindungen, die sie in sich aufkommen ließ.

III.

Das Atelier Heinrich Zelters befand sich in einer stillen, gartenartigen Straße der Vorstadt. Das hohe nach Norden gehende Fenster zeigte auf seinen untersten Scheiben die von ihm selbst gemalten Transparentporträts Raphael's, Michel Angelos und Albrecht Dürers. Ueberall, wohin das Auge blickte, traf es auf etwas Alterthümliches oder Fremdartiges. Die hohen Eichenkränze mit ihren kunstvollen Schnitzereien gehörten ebenso einem früheren Zeitalter an wie Sopha und Sessel, von denen ein jeder wieder eine besondere Stilgattung repräsentirte. Die Wände waren mit Figuren und Landschaftstudien förmlich tapezirt, zwischen denen auch manch unverkauft gebliebenes größeres Bild herabschaute. Antike Statuen und Büsten, alterthümliche Musikinstrumente und Waffen, Käfer- und Schmetterlingsammlungen und ausgestopfte Vögel von prächtigem Gefieder bildeten ein geradezu märchenhaftes Durcheinander.

Ueber dem ganzen schwebte von der Decke herab ein mächtiger Steinadler mit ausgebreiteten Schwingen und das Modell eines Dreimasters, der alle Segel beigelegt hatte.

Auf der Staffelei befand sich ein noch unvollendetes weibliches Porträt, in welchem Leopoldine Rothenhaag abermals die Büge Ophelias wiedererkannt haben würde, welche sie mit so gewaltthätiger Hand unter der Maske der Griechin enthüllt hatte. Heinrich Zelter wollte sich für das Verdienst der jungen Dame um sein Opheliabild durch seine Kunst selbst dankbar erweisen, indem er nachträglich ihr Porträt malte, um ihr damit ein freundliches Andenken zu bieten.

Es war etwa acht Tage nach dem Maskenballe, und wir finden den Maler in einer sehr verzweifelten Stimmung. Statt den Pinsel nahm er von Zeit zu Zeit eines der Zeitungsblätter zur Hand, die auf einem Tische lagen, und las darin, um es in bitterm Unmuth wieder von sich zu schleudern. Ein anderes Stück Papier, auf welchem Geschriebenes stand, schien seine heutige Reizbarkeit in noch höherem Maße herausgefordert zu haben, denn es lag, zu einer Kugel zusammengeballt, auf dem Fußboden. Mitunter auch ließ er seinen Blick über die Werke seines Pinsels schweifen, welche die Wände bedeckten, und dann zeigte sein Antlitz den Ausdruck tiefen Mißbehagens, wie es eine zu Selbstzweifeln geneigte Künstlerseele wohl dann und wann ergreift. Endlich warf er sich in den Sessel vor seiner Staffelei und versenkte sich so tief in die Betrachtung des noch unfertigen Porträts, daß er ein mehrmaliges leises Klopfen an der Thür gänzlich überhörte. Erst nach einer kräftigeren Wiederholung desselben schaute er auf und rief: „Herein!“ worauf eine mit eleganter Einfachheit gekleidete Dame in das Atelier trat. Es war das uns bereits bekannte Original des Bildes, welches die Gedanken des Malers eben erst so lebhaft beschäftigt hatte.

„Ich fürchte schon, Sie seien krank, Fräulein Klairisse,“ sagte Heinrich, indem er der Besucherin den Mantel abnahm, „da Sie eine so lange Pause in den Sitzungen eintreten ließen.“

„Ich konnte die Baronin nicht gut verlassen,“ antwortete Klairisse. „Wir hatten auf der Nachhausefahrt vom Maskenballe das Unglück, umgeworfen zu werden, und während der Baron und ich mit dem Schrecken davonkamen, erlitt die Baronin eine Verstauchung des Oberarms.“

„So waren Sie also auf dem Kasinoballe?“ fragte der Maler.

„Allerdings!“ rief Klairisse, über diese seltsame Frage des rothen Dominos nicht wenig befremdet.

Heinrich bemerkte ihre erstaunte Miene nicht, denn er stand seitwärts mit den Vorbereitungen zur Sitzung beschäftigt. Klairisse betrachtete ihn eine Weile aufmerksam und schüttelte dann den Kopf, wenn diese Unbefangenheit Täuschung war, so war sie meisterhaft gespielt. Sie befand sich noch zu sehr unter dem Eindrucke ihrer Ueberraschung, um das Räthsel weiter zu verfolgen. Sie wollte abwarten und genau beobachten, aber während er malte und sie ihm dazu saß, bemerkte sie nichts in seinem Wesen als eine tiefe Verstimmung.

„Sie sind mißgelaunt, um nicht zu sagen bekümmert,“ unterbrach Klairisse ein längeres Schweigen.

„Ich schließe aus dieser Frage, daß Sie die öffentlichen Beurtheilungen meines neuesten Bildes noch nicht gelesen haben, welches seit einigen Tagen ausgestellt ist,“ gab der Maler zur Antwort.

„Wenn diese Urtheile gerecht sind,“ bemerkte Klairisse, „so müssen Sie Ihre neue Schöpfung noch über die „Ophelia“ stellen.“

„Lesen Sie selbst,“ sagte Heinrich, indem er der jungen Dame die Zeitungsblätter überreichte, mit denen wir ihn schon vorher beschäftigt sahen. „Lesen Sie, Fräulein Klairisse, und wenn Sie wissen wollen, wie eine gestürzte Größe aussieht, so schauen Sie mich an.“

Zögernd schickte sich Klairisse zu einer Lektüre an von der sie sich nach den Worten des Malers nichts Gutes versprechen durfte.

„Von all den Erwartungen,“ hieß es in der einen Kritik, welche den „Tod der Ophelia“ für die künftigen Schöpfungen des Künstlers erweckte, finden wir in seinem neuesten Werke auch nicht eine einzige erfüllt. Der rasch erlangte Ruf scheint Herrn Zelter zu Kopfe gestiegen zu sein und, berauscht von der in so reichem Maße gefundenen Anerkennung, hat er sich blindlings auf die Unfehlbarkeit seines Genies verlassen. Mit der Ophelia gab uns der Maler eine schöne Leiche, bot er uns eine Darstellung des Todes in der Erklärung der Poesie. Sein neues Bild zeigt nur lebende Figuren und ist doch von oben bis unten ein einziger Leichnam, aus welchem uns die Fäulniß eines in der Zerfegung begriffenen Talents anwidert.“

Fast den gleichen Gedanken entwickelte ein zweiter Kritiker, indem er schrieb: „Die todt Ophelia hätten wir aus dem Wasser ziehen und dem Leben zurückgeben mögen, — diese ihre Nachkommenschaft aber verdiente lebendig begraben zu werden, und Herr Zelter hat, ohne daß er es wollte, das Szenarium des Hamlet gewissenhaft eingehalten, indem er auf die ertrunkene Ophelia der Todtengräberzene folgen ließ, in welcher leider der Kritik die Hauptrolle zuertheilt ist.“

Nicht glimpflicher ließen sich noch andere Stimmen vernehmen, wonach es keinem Zweifel unterlag, daß der Tod der Ophelia nur ein glücklicher Wurf gewesen sei, wie ihn jeder einmal im Leben thut, und all der Rimbuss, der um das Haupt des Malers geleuchtet, gleiche einem schnell verplanzenden Brillantfeuerwerk, das nur um so tiefere Finsterniß zurücklasse.

(Fortsetzung folgt.)

Vermischte Nachrichten.

— Zur Beruhigung und gleichzeitig auch zur Vorsicht mahnend, hat der Verein der Aerzte in Düsseldorf über Blutvergiftungen Folgendes veröffentlicht: „In letzter Zeit bringen die Tagesblätter sehr häufig Erzählungen von Blutvergiftungen nach scheinbar unbedeutenden Verletzungen. Das eine Mal ist es der Stich der Nadel, mit welcher ein bunter, natürlich mit giftiger Farbe gefärbter Stoff genäht worden ist; das andere Mal der Stich mit einer Feder, welche mit arsenikhaltiger Tinte versehen war. Hier ist es eine kleine Abschürfung am Beine, die durch einen farbigen Strumpf infizirt wurde, dort eine Schnittwunde, die man mit Briefmarkenpapier oder anderem giftigem Material beklebt hat. Mit besonderer Vorliebe springen Theile von Streichhölzchen in offene Wunden oder verursachen auch Brandwunden, die dann, weil der giftige Phosphor hineingerieth, die Quelle einer Blutvergiftung abgeben, in Folge deren die Finger einer Hand, ja, ein ganzer Arm amputirt werden mußten! Durch derartige Berichte wird das Publikum in hohem Grade ängstlich gemacht, ja, bei einer vorkommenden Verletzung oft in die größte Aufregung versetzt. Und das ohne jeden Grund. Alle diese Erzählungen beruhen auf fälschlicher Beurtheilung des betreffenden Falles oder auf mäßiger Erfundung. Wahr ist es, jede Wunde, auch die unbedeutendste, kann der Eingangspunkt einer Blutvergiftung werden; aber die Gifte, welche eine solche hervorrufen können, sind ganz anderer Natur und dem Publikum als Gifte gewöhnlich nicht bekannt. Es sind die Zerfegungstoffe, welche beim Faulen, Verweseln, Gähren u. s. w. thierischer und pflanzlicher Stoffe sich bilden und welche in jedem Schmutz, ja, in jedem Staube und somit in der ganzen Atmosphäre in großer Menge enthalten sind. Gifte, wie Phosphor, Arsenik, Blei, Säuren u. s. w., sind Wunden in dieser Weise nicht schädlich. Der brennende Phosphor wird gar nicht vom Körper aufgenommen, da er selbst durch die Bildung des Brandschorfes die Haut, beziehungsweise die Wunde, dazu unfähig macht. Ausgedehnte Phosphorverbrennungen in tiefen Wunden, bei Explosionen in Laboratorien sind unschädlich verlaufen. Arsenik, Kupfer, Blei u. c. werden in so außerordent-

lich geringer Menge selbst unter den günstigsten Verhältnissen in's Blut gelangen, daß von einer Vergiftung gar nicht die Rede sein kann. Das Briefmarkenpapier enthält keinerlei Gift. Ganz anders wirken die sogenannten septischen oder Infektionsstoffe, die der Fäulniß u. c. entstammen. Da genügt die Aufnahme einiger nur mikroskopisch sichtbarer Theilchen in die Wunde, um bei der Verührung mit der Wundabsonderung oder dem Blute, im ungünstigsten Falle auch dieses in Zerfegung zu bringen, eine Zerfegung, welche erfahrungsmäßig nicht nur örtlich rasch um sich greift, sondern auch bald in den inneren Organen sich bemerkbar macht und oft eine rasche Auflösung zur Folge hat. Zum Glück besitzt übrigens der menschliche Körper gegen diese Infektionskrankheiten eine ziemlich große Widerstandsfähigkeit, so daß bei Weitem nicht jede Wunde dieser Gefahr erliegt. Es gehört dazu ein gewisser Grad Vernachlässigung und Unreinlichkeit oder eine gewisse Disposition. Wir wiederholen es, die Gefahr der Blutvergiftung beim eindringen von „Giften“ in zufällige Wunden ist nicht vorhanden. Wohl aber ist es der Vorsicht gemäß, auch kleinste Wunden zu beachten und dieselben von Anfang an vor Allem mit peinlichster Reinlichkeit zu behandeln.

— Eine große Calamität für die Spaziergänger in Wald- und Wiesenstrecken sind in Folge der anhaltenden feuchten Witterung der letzten Zeit die ungeheuren Mädenschwärme, welche den Aufenthalt in der frischen, grünen Natur wesentlich verleiden. Es giebt jedoch gegen die Abzählungen dieser blutsaugenden Gesellschaft ein probates Mittel. Man kochte Salbey ab, vermische das abgeseigte Wasser mit etwas Saft aus bitteren Pomeranzenschalen und hebe es zum Gebrauche in einer gut verkorkten Flasche auf. Vor dem Ausgange in die Mädenregion bestreicht man Gesicht, Nacken und überhaupt den Stichen der Mücken ausgesetzten Glieder mit dem genannten Decoct, wodurch die Insekten vertrieben werden.

— Zehn Kaffeeregeln. Die Firma Wilhelm und Friedrich Kuhn in Mannheim hat nachfolgende beachtenswerthe Regeln für unsere deutschen Hausfrauen zusammengestellt, um ihnen eine praktische Anweisung zur Bereitung eines wohlschmeckenden Kaffees zu geben. Dieselben lauten: 1. Man beurtheile den Kaffee nicht nach der Farbe der Bohnen, sondern nach dem Geschmacke (der Kaffee ist oft gefärbt); 2. beim Röstten achte man darauf, daß der Kaffee nur Kastanienbraun, ja nicht schwarz werde, damit seine edelsten Bestandtheile, die sich leicht verflüchtigen den ätherischen Oele, nicht verbrennen, wodurch der Kaffee einen unangenehmen, bitteren Geschmack bekommt; 3. den frisch gerösteten Kaffee schütte man nicht in ein enges Gefäß, sondern behufs schneller Abkühlung auf ein Sieb oder in dessen Ermangelung auf eine möglichst große Platte, damit der heiße Kaffee nicht nachrösten oder verbrennen kann; 4. nachdem der Kaffee erkaltet ist, bewahre man ihn in einer gut schließenden Blechbüchse auf, und zwar an einem trockenen, jedoch nicht zu warmen Orte; 5. das Quantum der zu mahelnden Bohnen bestimme man nicht durch ein Gefäß, sondern nach dem Gewichte, da die Bohnen leichter Kaffees beim Brennen größer wie diejenigen schwerer und kräftiger Sorten werden, so daß man bei Anwendung eines Gefäßes von leichtem Kaffee weniger und von kräftigem mehr Gewicht enthält, während es doch gerade umgekehrt sein sollte; 6. man nehme pro Tasse ca. 8 Gramm gemahlten Kaffee welches Quantum sich nach unserer Erfahrung als das geeignetste bewährt hat; 7. der Kaffee soll so fein als möglich gemahlen werden, denn je feiner er gemahlen ist, desto besser entlaugt er sich; 8. der Kaffee, darf nicht gelocht, sondern muß durch auf ein Mal aufzuschüttendes stark kochendes Wasser zubereitet werden; 9. man bediene sich hierzu keines Kaffeesades, sondern einer zweckmäßigen Filtrirmaschine, deren Boden je nach dem zu bereitenden Quantum größer oder kleiner sein muß; 10. der Kaffee soll, nachdem er filtrirt ist, alsbald genossen werden, da er durch lauges Nach- und Aufwärmen an Aroma verliert.

— Eine kombinierte Heirath. „Wie ich gehört habe, heirathen Sie nächstens, lieber K. Ist das eine Heirath aus Reigung oder eine Vernunftsheirath?“ — K.: „Wissen Sie, die Sache verhält sich so: meine Braut ist sehr häßlich, aber sie besitzt ein großes Vermögen. Es ist also im Hinblick auf ihr Gesicht eine Vernunftsheirath, was aber das Vermögen betrifft, eine Heirath aus Reigung.“

— Vom Reglerfest in Leipzig erzählt der „Leipz. General-Anz.“ einen heiteren Einfall fröhlicher Studenten. Der Präsident des Reglerverbandes wandert in später Nachtstunde stillbeglückt seiner Wohnung zu. Da naht sich ihm in der Grimmaischen Straße eine Schaar fröhlicher Studenten, und „Gut Holz!“ schallte ihm entgegen aus neun kräftigen Kehlen, man umringte ihn und fragte: „Wie wäre es, großmächtiger Reglerbundespräsident, wenn wir auf dieser herrlichen Asphaltbahn einen „Schub“ restricten?“ (Die Grimmaische Straße ist bekanntlich asphaltirt.) Sofort fand sich der Präsident als „König“ von acht lebenden Regeln umstellt. Der neunte Studiosus, ein beliebter Herr, nahm in gewisser Entfernung